Heinrichs Romfahrt

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 48

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-647566

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 48 - 27. Jahrgang Verlag: Berner Woche, Bern 27. November 1937

Mutter

Auf Blumen hingebettet,
Schläfst du nun, Mütterlein.
Bald wird dich eng umgeben
Der kalte, dunkle Schrein.

Es war ein hartes Leben,
Das du hast durchgekämpft;
Doch hört' ich keine Klagen,
Dein Wesen war stets sanft.

Wie wußtest du zu trösten
Mit schlichtem, wahrem Wort.
's stieg halt aus tiefstem Herzen
Empor, wo eig'ne Not.

Hab' ich dich alt, gebrechlich
Wohl auch so gut betreut?
Zu karg hab' ich im Leben
Dir Blumen hingestreut.

Olga Kocher.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER 19

Landsiedel horchte bei dieser Einladung empor. War es nicht ein großes Schauspiel der Kulturgeschichte, das zu sehen sich ihm die Gelegenheit bot!

Er nahm dankbar an.

Der Aufseher versetzte: „Wenn ich Versprechen gebe, löse ich sie gern rasch ein. Für heute freilich ist es zu spät; morgen abend geht es auch nicht. Da sind Visierungen im Tunnel, aber übermorgen abend! Sagen wir um halb neun in der Baracke Nummer vier. Später wäre es eine Weile unmöglich. Aus der steigenden Wärme des Gesteins schließen wir, daß wir mit dem Vortrieb rasch wieder auf eine Stelle rücken, an der heiße Quellen hervorbrechen. Das gibt dann so kitzliche Dämmungsarbeiten, daß wir lieber keinen Besuch dabei haben. Auf Wiedersehen also übermorgen abend!"

Als Heinrich in sein Zimmer trat, lag von irgend einem Boten überbracht, ein Brief Doias da, wenige halb deutsche, halb italienische Zeilen. „Ich denke immer an Dich. Lehrer sein bei Odoardo gut. Vater traurig, Carlo wild fortgegangen, Pfarrer bös, ich treu. Wir wiedersehen. Vielen, vielen Kuß — Doia."

Er küßte das Schreiben; er zog das Medaillon hervor, das sie ihm geschenkt hatte; er versenkte sich in ihr liebes Bildnis, und was es ihm nicht schenkte, das gab ihm die Einbildungskraft; er sah die dunkeln Augen Doias wie zwei Sonnen; sie ließen ihn die erloschenen vergessen, von denen er so wehvoll hatte sprechen hören. —

* * *

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Tag ohne Erlebnis!

Als Heinrich aber am andern Morgen eben seine Unterrichtsstunde aufnehmen wollte, überraschte ihn die Post wieder mit einem Brief.

Aus der zierlichen, kleinen Gelehrtenschrift erriet er gleich, daß es ein Schreiben von Pater Placidus war. Er öffnete es mit dem wiederaufsteigenden Gefühl der Scham, daß er es gewagt hatte, sich mit seinem weltlichen Anliegen in die stille Klause des Benediktiners zu drängen, dem er doch bloß so flüchtig begegnet war.

„Mein lieber Freund", redete ihn der Pater an, und ein freudiger Schreck durchzuckte Heinrich, eine Freude, die im Weiterlesen wuchs und ihn wie ein Licht überströmte.

„Nach unserer kurzen Zwiesprache und unserm Abschied im Bergesabenddämmern habe ich oft an Sie gedacht und mich betrüben wollen, daß Sie mir nie ein Lebenszeichen aus Italien gegeben haben. Ich wähnte Sie schon in Rom. Nun sind Sie durch Umstände, die mich auf das tiefste bewegen, nach Airolo geraten, und wenn dieser Brief in Ihren Händen liegt, bin ich bereits auf dem Weg zu Ihnen."

Heinrich konnte sich kaum fassen vor Ueberraschung. „Meine Urlaubstage haben früher den Eltern gegolten", fuhr der Pater fort. „Nun ist auch meine Mutter seit drei Jahren tot, und ich habe seither das Kloster nicht wieder verlassen. Darum hat mir mein verehrungswürdiger Abt gern und gütig die Zeit gewährt, die ich für eine Wanderung über die Oberalp nach Andermatt

und von da über den Gotthard nach Airolo, hinauf nach Altanca, und zurück ins Kloster bedarf. Wenn mir Ihr Kummer und Seelenleid auch an erster Stelle am Herzen liegen und es mich drängt, mit Ihnen darüber Aussprache zu halten und Ihnen wenn möglich Trost zu bringen, so freue ich mich doch auch, in Airolo ein Stück des großen Gotthardwerkes zu sehen, das, hoffe ich, zum Segen unseres Schweizervolkes gereicht, dem nächst Gott meine besondere Liebe gilt. Ich werde am Spätnachmittag in Airolo eintreffen. Wenn es Ihnen möglich ist, kommen Sie mir ein Stück auf der Gotthardstraße entgegen. Wir haben uns ja gegenseitig viel zu sagen." —

Noch einmal las Heinrich den Brief durch, gewann nur mit starkem Willensaufwand die Sammlung für die Stunde und bat nachher Testa um die Freigabe des Nachmittages.

Als der Hotelier hörte, daß Landsiedel den Besuch eines Benediktinermönches erwartete, flog ihm ein spöttisches Lächeln um den Mund. „Sie sind Protestant und haben in die Schwarzröcke doch mehr Vertrauen als ich. Ich mag die Kutten nicht. Mein Glaube besteht in den wenigen Worten: ‚Tue recht und scheue niemand.' Wozu die Geistlichen?"

„O, wenn Sie Pater Placidus einmal in das seelenvolle Gesicht blickten", rief Heinrich mit jugendlicher Glut. „Mir ist noch kein edlerer Mensch begegnet!"

„Er wird Grimelli nicht aus der Welt schaffen, und da ist doch der große Haken", erwiderte Testa kühl. „Dagegen habe ich Ihnen einen Trost. Mit seinen Geldern geht es rasch bergab. Ich habe die Mitteilung von einer befreundeten Bank in Bellinzona, die sich manchmal von mir beraten läßt. Er sucht eine Hypothek auf sein Heimwesen. Das ist der Anfang vom Ende. Bald muß er schuldenhalber hinaus in die Welt gehen."

Den Gotthardweg empor wanderte Landsiedel. Es war ihm die Erfüllung eines Jugendwunsches; aber die Ereignisse der letzten Tage waren zu vielfältig gewesen, als daß er sich völlig an die Bilder des Val Tremola hätte hingeben können. Was sollten ihm die fröhlichen Fahrer und Gänger, die ihm an dem stillen Sommertag entgegenkamen, die braunen verwilderten Gestalten der Weger, die zu Zeiten der Winterstürme Post, Tiere und Menschen aus dem Schnee gruben, aber heute leichten Dienst hatten? — Er bemerkte es kaum, daß über ihm von den sonnenwarmen Felsen die ersten Alpenrosen in Purpurglut nickten. Nur als ihm ein Zug von Dynamitfuhrwerken für den Airoleserstollen begegnete, die als Kennzeichen schwarze Fahnen trugen, glitt es ihm durch die Sinne, daß irgendwo tief, tief unter ihm in den Urfelsen des Gebirges ein Häuflein tapferer, halbnackter Menschen die künftige Völkerstraße durch die Finsternis, das Gestein und hervorbrechende Wasserfluten schlug, und er sie durch die Freundlichkeit Kaufmanns in ihrem mörderischen Kampf gegen die Geister des Weltgebäudes sehen sollte.

Seine Gedanken waren ganz bei Pater Placidus. Die Herzensgüte, mit der sich der Benediktiner seines Schicksals annahm, erfüllte ihn mit stiller Feierlichkeit. Vielleicht hatte zwar Testa recht; auch der Mönch konnte ihm und Doia nicht helfen. Er kam aber doch, der urgütige Mensch.

Und tief im Grund der Seele leuchtete Heinrich ein vertrauensvolles und heiliges Hoffen.

Hinter ihm lag die Schlucht. Um ein ödes Hochtal, ähnlich wie er es vor Santa Maria durchwandert hatte, drängte sich mit mächtigen grünen Granitwänden und weißen Schneefeldern jene Zickzackkrone von Bergen, die den Gotthard bilden, und hoben die Finger in die lichtscharfe Luft, in das schwarzblaue Gewölbe des Himmels.

In der Felsenlandschaft winkte das einsame Hospiz; davor stand eine Burg von weißbestaubten Sommerwagen, saßen Reisende von Nord und Süd und ruhten im Anblick der Gipfel.

Sollte er hier Einkehr halten und Pater Placidus erwarten? — Nun er wieder sein Geld besaß, wäre es doch ein fröhlicheres Rasten als in der Armut von Santa Maria. Und Lust auf einen Bissen hätte er gehabt. Nein, er wollte seinem geistlichen Freund nicht unter den Augen leichtsinnigen Wandervolkes begegnen und schritt die Straße weiter, bis er den vollen Blick über die kleinen, dunkeln Seen hatte, die unterhalb der Paßhöhe träumen.

An einem von Flechten überzogenen Felsblock ruhte er und blickte auf die geheimnisvollen Wasser. Sie erzitterten im Wind wie Seelen, über welche die Klänge einer Ballade gehen. Auch sein Traumsinn spannte die Flügel; er schwebte um die Gestalt Doias.

Als er aus tiefem Nachsinnen wieder einmal den Kopf hob, da war ihm Pater Placidus schon nahe, und die edle Gestalt des im Frieden und Licht der Berge Herannahenden übte auf ihn den gleichen tiefen Zauber wie im Abendschein des Klosters von Disentis. So wie der Benediktiner, ein winkendes Lächeln auf den Lippen, den Bergstock in der Hand durch die Oede des Gotthardtales dahergegangen kam, mochte einst der Jünger Johannes seelensuchend durch das Patmosgebirge gewandert sein.

Mächtig zu ihm hingezogen, eilte ihm Landsiedel entgegen. Ihre Augen fanden und verstanden sich.

„Ihr Brief hat eine wunderbare Gewalt auf mich ausgeübt", begann Pater Placidus; „er mutete mich an wie das Schönste, was ich je von einer Menschenhand und aus einer Menschenbrust gelesen habe, und erinnert mich an die Zeit, da ich jene junge, unausgesprochene Liebe, von der ich Ihnen erzählt habe, unter den Schauern des Unglückes und der religiösen Anfechtung ließ. Ich mußte Sie wieder sehen!"

„Wie danke ich Ihnen, Pater Placidus", erwiderte Heinrich, „wie freue ich mich, daß Sie meinen Brief im Guten aufgenommen haben. Ich schämte mich seiner hinterher."

Ein feines Lächeln spielte um das Gesicht des Mönchs. „Es ist ein merkwürdiger Brief", versetzte er, „der Brief eines Menschen, dem Gott zu sagen gab, was er leidet. Als wir uns in Disentis begegneten, da spürte ich aus Ihnen nur den Germanisten, der mit Fleiß und Eifer sein Wissen aus den Schätzen des Mittelalters geschöpft hat, aus Ihrem Brief aber den selbstschöpferischen Geist, der Eigenes hervorzubringen berufen ist, der in die Seelen zündet und sie aus der Dunkelheit ins göttliche Licht emporreißen wird! Ich denke, Ihr künftiger Weg ist derjenige eines Schriftstellers und Dichters. Und wir sind Mitarbeiter am gleichen göttlichen Werk."

Heinrich gab dem Benediktiner einen verwunderten Blick.

Der Pater fing ihn auf. „Sie sind überrascht, mich so sprechen zu hören! Ich habe in den Männern der Dichtung und Wissenschaft stets Mitarbeiter und Freunde unseres Standes geehrt. Wahrhaftig, wir haben ja alle Arbeit genug, die Aecker des Höchsten zu pflügen. Wie öde und unfruchtbar ist der Boden der Menschen weithin; wie gehen sie den Blick auf den Boden gesenkt! Gehen sie nicht wie die ziehenden Stiere im Joch, die, wenn sie am Abend müde in den Stall treten, den Blick den langen Tag nie in die Sonne erhoben haben, ihn nicht in die aufgehenden Sterne heben? Das aber ist unsere gemeinsame Aufgabe, diejenige des Dichters wie des Geistlichen, daß wir die Menschen lehren die Blicke aufzuschlagen zu den Wundern in uns und über uns, auf daß sie hinter dem Sichtbaren das Unsichtbare ahnen, und den urheiligen Gott anbeten."

So schritten die beiden in hohen Gesprächen dahin, der mildfeurige Pater der Gebende, Heinrich der Lauschende. In die höchsten Lebensfragen vertieft, achteten sie kaum der Wandernden, die ihnen begegneten und ihnen forschende Blicke zuwarfen.

Pro Juventute 1937. — Glückwunschkärtchen

Nach alten Kupferstichen

Landsiedel erlebte eine herrliche Weihestunde, und als der Mönch das Gespräch auf seine Tübinger Vergangenheit lenkte, legte er ihm sein Leben so offen dar, wie vorher seinen gütigsten Freunden nie.

„Ich merke in mir ein Lehrtalent, die kleine Stellung in Airolo hat mir bereits die Sicherheit gegeben, daß ich es besitze", schloß er seine Erzählung.

„Lehrtalent!" wiederholte der Benediktiner nachdenklich, „doch ein Lehrtalent höherer Ordnung! So sagt mir Ihr Brief, so sagt mir alles, was ich aus Ihrem Leben weiß. Auch Ihre Irrfahrten in unsern Bergen, selbst die große Sünde gegen das Allerheiligste, die Sie in Ihrer Verzweiflung haben begehen wollen, und Ihre Liebe in Altanca. Spüren Sie nicht selber, wie Sie Gott für Ihre große künftige Pflicht in Schmerzen und Wonnen erzieht, damit Sie gerüstet sind, gute und sonntägliche Gedanken in die Menschen hineinzutragen?"

Heinrich glühten die Wangen. Reinhold von Plus erschien vor der Seele. Auch jener hatte in ihm die schriftstellerische Begabung geahnt, mit ihm davon gesprochen. Wie viel reiner und schöner aber tat es nun der Mönch. Nein, nein, neben ihm nicht an den Schuft denken!

„Und Pater Placidus, Sie wollen hinauf nach Altanca", bebte seine Stimme. „Was werden Sie dort sprechen?"

„Je nach dem was ich sehe und höre", erwiderte der Geistliche, „etwas, das ein anderer meines Standes nicht leicht täte und mir vielleicht Tadel zuziehen wird. Ist das Mädchen so mit den Gaben des Geistes ausgestattet, wie es Ihr Brief schildert, ihr Verlobter ein so verworfener Mensch, werde ich bei dem Vater Doias für Ihre Liebe einstehen, meinen ehemaligen Schüler, den Pfarrer Gini bitten, daß er die Seele seines Beichtkindes deswegen nicht beunruhige. Sie aber mögen ihm verzeihen; er kann nicht anders sehen, als wie er sieht. In seinen Augen steht das Mädchen, das Sie lieben, im Begriffe eine Todsünde zu begehen. Er ist nie anders gelehrt worden. Ich aber bin es durch die Tatsachen des Lebens. Meine Mutter, die edle Frau, deren Gedächtnis mir heilig ist, war Protestantin, ebenso jenes Mädchen, zu dem ich ein paar Tage aufsah wie zu dem Höchsten, das Gott geschaffen hat, und dessen Rettung mir zum Ruf ins Kloster wurde."

Die beiden Wanderer waren aus dem vom Weinen der Wasser gefüllten Val Tremola herausgetreten; vor ihnen lag im Abendstrahl aufgehellt die südliche Bergwelt bis zu fernen Gipfeln, und in grünen Talgründen flatterte das weiße Band des Tessins. Tief unter ihnen winkte schon im Schatten der Berge Airolo mit den vielen Baracken des Bahnbaues.

Dorthin stiegen sie den Steilweg hinab.

„In jungen Jahren habe ich von der Welt manches gesehen", erzählte Pater Placidus, „Italien, Frankreich, Spanien, einiges auch von Deutschland, und habe sie dann doch fahren lassen. Nur eine weltliche Sorge habe ich im Kloster nicht abgelegt, diejenige um das Ergehen meines Vaterlandes, und da die Gotthardbahn vielleicht bis in ferne Zeiten das Schicksal der Schweiz mächtig mitbestimmen wird, so war es — wie ich Ihnen geschrieben habe — mein herzlicher Wunsch, nicht nur Sie zu besuchen, sondern auch das große Werk mit eigenen Augen zu sehen."

Da dachte Landsiedel an die Einladung des Ingenieurs Kaufmann und überlegte in sich, ob es sich wohl ermöglichen ließe, daß ihn der Benediktiner in den Tunnel begleite und er ihm dadurch einen kleinen Dank für sein Kommen abstatten könne.

Bevor sie das Dorf erreichten, stand Pater Placidus am Weg still. „Ich werde mein Quartier beim Pfarrer von Airolo nehmen und, wie es die Höflichkeit gegen meinen Gastgeber erfordert, die Abendstunden mit ihm verbringen. Vorher aber noch eine große Bitte an Sie für diese Nacht. Gehen Sie mit sich selber im Gebet zu Rate, ob Sie es vor Ihrem Gewissen und vor Gott verantworten können, das Mädchen von Altanca Ihre Pfade zu führen, ob Sie fähig sind, die Opfer, die sie Ihnen mit dem Verlassen der Heimat bringt, durch eine wandellose Liebe, durch gütiges Verstehen und Ihre hohe männliche Nachsicht zu entgelten. Darüber erwarte ich von Ihnen am Morgen noch ein Wort. Sehen Sie mir dann so offen in die Augen wie heute, so weiß ich also meinen Weg, auch das Wort, das ich sprechen werde. Darf ich Sie um sechs Uhr des Morgens am Bergpfad von Altanca treffen?" —

Heinrich drückte dem Pater ergriffen die Hand.

Fort aus dem Gewühl der Menschen! Ihm war, der wunderbare Friede, der um das Wesen des Pater Placidus schwebte, sei auf ihn selber übergeströmt; er wandle in einer Hülle des Lichtes, das sein Leben weihe, und wäre jetzt Grimelli, die Waffen in der Hand, auf ihn losgekommen, er hätte ihm ruhig erwidert: „Was wollen Sie mir tun: Doia und ich stehen in einem höheren Schutz." Nein, er mußte über die Tiefe seiner Liebe mit sich selber nicht mehr zu Rate gehen; die seltene Bergblume des Südens würde er hegen und pflegen, daß Gott und die Menschen ein Wohlgefallen an ihnen beiden fänden. Wo war seine Verzagtheit? —

* * *

Sechzehntes Kapitel.

Durch die tauige Frühe schritten Mönch und Weltkind bergan.

Was bedurfte es der Aussprache? In den leuchtenden Augen Heinrichs lag ja die Antwort auf die gestrige Bitte des Paters. Sie waren schon zu den sonnenbraunen Häusern von Brugnasco heraufgestiegen und sprachen über die Bilder am Weg, über das reiche Blühen der Halden und den Duft des wuchernden Thymians, der die Luft würzte.

Aus der Bläue des Himmels schmetterten die Lerchen.

Da erzählte Landsiedel dem Benediktiner wehvoll von den geblendeten Vögeln, die er bei Grimelli gesehen hatte.

„Ja, der Vogelmord!" seufzte der Pater auf. „Wie Sie aus Altanca, so habe ich aus den Gärten Roms die traurigsten Erinnerungen an diese Volksleidenschaft davongetragen. Wie viele Vögel habe ich damals aus meinem Taschengeld freigekauft, zum Spott meiner italienischen Freunde! Ich träumte, daß ich einmal ein siegreicher geistlicher Anwalt der Tierwelt würde. Ich habe auch manches geschrieben und getan, mich bittend bis an die Spitzen der Kirche gewandt und davon gesprochen, wie viel Marter abgeschafft würde, wenn die tausend und tausend Geistlichen von der Brianza bis Kalabrien auch nur einmal im Jahr vor dem Volke ein gutes Wort für die Tierwelt einlegen wollten, für die Vögel des Himmels, für die gequälten Pferde und Esel und für die Ochsen, in dessen Stachelwunde die Fliegenbrut nistet. Umsonst, man hat dem jungen Mönch nur bedeutet, er möchte stille sein und keinen Zank unter die Diener der Kirche dies- und jenseits der Berge tragen."

Ein bitterer Zug flog um den Mund des Paters.

„Was helfen uns Riten und Lehrsätze", ersetzte er mehr zu sich selber als zu Landsiedel, „wenn wir nicht hinabsteigen in die Urschächte der Gotteserkenntnis, dem Ewigen dienen lernen, indem wir die Dornen auflesen, wo ein barfußer Knabe geht, und das Tier des harten Fuhrmanns tränken, das in brennender Sonne steht!"

Aus den Augen des Paters Placidus sprühte das Feuer.

Ueber den Wanderern aber winkte schon der graue Glockenturm von Altanca.

Da stand er still: „Nun gehe ich Ihnen dienen", sagte er; gebe Gott, daß es für Ihr Wohl und Ihren Frieden sei! Ihr größter Wunsch wäre, ich weiß es, mit mir zu gehen; aber ich werde allein stärker für Sie sprechen können als in Ihrer Gegenwart. Ich treffe Sie in Airolo wieder."

Sie drückten sich die Hände, und hochklopfenden Herzens schritt Heinrich zu Tal. Vorher suchte er den Aufseher Kaufmann auf, der um diese Zeit von der Nachtarbeit in Tunnel kam.

Er fand ihn in einer Barackenstube beim Frühstück, umgeben von Zeichnungen, Zahlbüchern, Baumaterialien, vielen stählernen Bohrern, abgestumpften und zerbrochenen, die ihre Dienste im Granit des Berges bereits getan hatten.

Als er ihm die Bitte vortrug, am Abend die Fahrt in den Stollen gemeinsam mit einem Benediktinerpater unternehmen zu dürfen, ging ein Lächeln der Ueberraschung durch die Züge des sonst eher zu schwermütigem Ernst geneigten Ingenieurs: „Ich habe schon an mancherlei Tunneln mitgewirkt, schon mancherlei Leute in unsere unterirdischen Werkstätten geführt, aber einen Mönch noch nie. Die Welt macht Fortschritte! Gut, seien Sie mit ihm vor neun Uhr abends hier. Wie werden meine Mineure die Augen aufreißen, wenn sie einen Kirchenrock am Stollenort sehen!"

„Herr Kaufmann, Sie werden einen hochgebildeten Mann kennen lernen, an den Sie gerne zurückdenken", erwiderte Heinrich mit sprühender Wärme.

„Wie kommen Sie zu einer so merkwürdigen Bekanntschaft?" fragte der Beamte. „Doch Sie sind ja selber ein besonderer Kopf; ich merkte es vorgestern und freue mich, wieder einmal mit Ihnen zusammenzusitzen. Wir sollten es dann und wann tun, Landsiedel. Einem so einseitig gewordenen Menschen wie mir, der nichts mehr als Tunnellampen vor sich sieht, ist es wie eine Nase voll Frühlingsduft, wenn er wieder einmal von etwas anderem als dem Stollen sprechen darf."

Heinrich war glücklich, Pater Placidus eine Gefälligkeit erweisen zu können; mehr aber als auf die Nachtfahrt spannte er auf die Nachricht, die ihm der Benediktiner aus Altanca geben werde.

Langsam krochen ihm heute die Stunden!

„Ich fahre morgen in der Frühe zu einem Schützenfest in Valerna, das die Landsgemeinde der fortschrittlichen Bürger bildet, wie das in Mendrisio das Stelldichein der Bürger, die an den frühern Zuständen hangen", erzählte beim Mittagstisch Testa dem jungen Lehrer. „Da die Parteien sich gegenseitig ihre Stärke zeigen wollen, so sind die Männer, jung und alt, bis in die letzten Berggemeinden hinauf aufgeboten an die Feste zu ziehen; Sie mögen also nicht an Revolution oder gar Krieg denken, wenn Sie morgen Leute mit Gewehren die Menge talabwärts wandern oder fahren sehen."

„Von Valerna verreise ich für etliche Tage nach Genua", fügte Testa bei; „ich komme aber möglichst rasch zurück; ich bin dort nicht sehr notwendig, da eine meiner Schwestern das Hotel leitet; dagegen ist mir der Bau auf Val Piora wichtig. Haben Sie gesehen, die Arbeiter tragen bereits Materialien dafür die steilen Wege empor, eine ebenso mühsame wie teure Geschichte!"

Nun hatte Heinrich mit seinen Zöglingen den üblichen Nachmittagsspaziergang gemacht und spähte den Bergweg gegen Brugnasco empor, ob Pater Placidus wohl bald herniedergestiegen komme.

Umsonst, der Weg lag öde im Sonnenbrand. Er warf sich in den Schatten eines Ahorns. Da kam doch jemand den Pfad herunter, nicht der Benediktiner, sondern irgend ein brauner Arbeiter, vielleicht einer von den Leuten Testas und wandte sich ihm zu: „E Lei il Signor Landsiedel?" —

Als Heinrich nickte, übergab ihm der Bote einen Brief. „Dalla Signorina Cesari!" versetzte der Mann bedeutungsvoll und hielt es für selbstverständlich, daß ihm der Empfänger ein hübsches Trinkgeld gab.

Mit bebender Hand öffnete Heinrich die Zeilen.

„Du Lieber", begann der in offensichtlicher Eile geschriebene Brief. „Das hast Du wundervoll eingerichtet, daß der Benediktiner zu uns kam. Wir glaubten zuerst, er sei ein zufälliger Gast, der nur etwas bei uns rasten wolle. Du kannst Dir aber unsere Ueberraschung denken, als er auf Dich zu sprechen kam. Was er von Dir sagte, war herrlich. Allem hat er Wort gegeben, was ich selber Schönes an Dir gespürt habe, aber nicht in Worte habe fassen können. Du werdest Dir schon die Anerkennung der Menschen verschaffen; eine lichte Zukunft sei Dir gewiß. Du begreifst, dem Vater kam die Aussprache etwas ungelegen; allmählich wurde er aber gegenüber der Beredsamkeit des Paters doch ganz Ohr. Er sieht in Dir nicht mehr bloß den Abenteurer, den ein wunderliches Schicksal zu uns verschlagen hat. Und nun etwas unter vier Augen, Heinrich. Denke Dir, der Vater will in Deine Heimat fahren und sich dort selber bei Deinen ehemaligen Lehrern von all' dem Schönen überzeugen, das Pater Placidus von Dir gesprochen hat. Und zwar tritt er die Reise morgen schon an; er möchte die Zeit ausnützen, während welcher Carlo im untern Tessin weilt. Mir ist es kein bißchen bange, daß er fröhlich von Tübingen heimkommt. Und dann liegt wegen Carlo Weiteres im Wurf. Doch nein, darüber jetzt nichts! — Ich wollte

Dir bloß im geheimen sagen, was Du davon zu halten hast, wenn Du etwa hörst, der Vater sei an die Gewerbeausstellung in Basel gefahren! Dieses Mal ist also Tübingen Basel" —

Hier brach Landsiedel das Lesen des lieben Briefes ab.

Von der Höhe herunter kam Pater Placidus am Bergstock, mit ihm Pfarrer Gini, beide in eifrigem Gespräch, Gini mit der Bewegung der Unterwürfigkeit. Heinrich mochte ihnen nicht begegnen; ruhig auf seinem Schattenplatz verharrend, ließ er die beiden vorübergehen.

Welch ein Unterschied der Gestalten, ein Unterschied wie Sonntag und Werktag! Dort der edle Mönch, dem die geistige Vornehmheit und Ueberlegenheit aus dem strahlenden Augenpaar leuchtete, vor dessen ruhiger Seelenkraft sich unwillkürlich jeder neigte; hier der kleine, verkniffene, auf seine Soutane eifersüchtige Geistliche, dem die Engherzigkeit auf der vorgequollenen Stirne und in den darunter halbbegrabenen, stechenden Augen stand.

Als sie vorübergegangen waren, las Heinrich den Brief Doias zu Ende.

Fortsetzung folgt.

* * *

Klage des Mädchens

„Ach Mutter, Mutter, es wird kalt,
Der Herbststurm rast durch Ried und Wald,
Mein Schatz ging fort um Sonnenwend —
Leer ist mein Herz, leer meine Händ'!"

„O Mutter, daß ich's nicht gewußt:
Arm ist das Leben ohne Lust!
Doch du — sprich wie es kommen mag —
Bist froh am grau'sten Werkeltag!"

„Verrat' mir, Mutter, was dich freut
Und daß dich keine Mühsal reut,
Warum du lächelst trotz Verzicht —?"
— „Ich wählte statt der Lust die Pflicht!"

* * *

Der Streit um die Tanne

Erzählung von Erich Kunter.

Die Pforte zum Klosterhof und zu den schönen Klosterruinen — der Sehenswürdigkeit eines kleinen Kurortes im Schwarzwald — bildet das alte Torhäuschen mit eingebautem Durchlaß. Dahinter, am Eingang zum Garten, steht eine herrliche, schlanke, wohl 20 Meter hohe Tanne. Der Wipfel der Tanne über dem Häuschen rundet das romantische Bild wunderschön ab. Wie ein alter Holzschnitt sieht das kleine schnurrige Haus mit der darüber herausguckenden Tanne aus; für die Fremden ein Punkt von besonderem Reiz und ein Idyll.

Nicht so für Frau Düring, deren Haus dem Torhäuschen benachbart ist und kaum anderthalb Meter vom Gartenzaun und somit von der Tanne entfernt steht. Ihr war, wenn man so sagen darf, die Tanne seit langem ein Dorn im Auge, und sie bemühte sich unablässig, den Besitzer zur Abholzung des Baumes zu bewegen. „Alle zwei, drei Jahre", klagte sie wiederholt, „habe ich Dachreparaturen, die in die Hunderte von Mark gehen. Die Tanne wirft kiloweise ihre Nadeln und dürren Zweige auf mein Dach; dadurch verfaulen Dachschindeln, Blechrinnen und Holztäfelung. Und niemand ersetzt mir den Schaden."

Ihre beweglichen Klagen rührten aber nicht das Herz des Torhäuschenbesitzers, des Herrn Majors von Pfeilstück.

„Mache Se, was Se wolle", erklärte der Major eines Tages mit militärischer Kürze und schwäbischer Derbheit. „Mei Tanne bleibt da schtehe, wo se scho gschtande hat, wie i no gar net auf der Welt gewese bin."

Nach dieser bündigen Absage stürmte die wutentbrannte Frau schnurstracks zum nächsten besten Rechtsanwalt und beschwor ihn, ihr gutes Recht vor dem Richter zu erkämpfen.

Damit waren die Feindseligkeiten eröffnet, und sie nahmen einen munteren Verlauf. Monatelang tobte ein erbitterter Kampf um das Dasein der friedlichen Tanne, die nichts davon ahnte, mit welcher Hartnäckigkeit man ihr an ihr bescheidenes Leben wollte. Die Akten schwollen an; der Kreis der Leute, deren Interessen sich mittelbar oder unmittelbar mit dem Sein oder Nichtsein der Tanne verknüpften, vergrößerte sich. Die am meisten in Mitleidenschaft Gezogenen waren die beiden Nachbarskinder, Erna Düring und Martin von Pfeilstück, die sich liebten und bald Verlobung feiern wollten. Daraus wurde also vorläufig nichts. Frau Düring verbot ihrer Tochter streng den Umgang mit Leuten, die sie „an den Bettelstab bringen wollten."

Die Entzweiung der beiden Familien und ihrer Sippen griff wie ein fressendes Uebel immer weiter um sich. Und unter den Zusammengehörenden selber gab es Unstimmigkeiten. Frau Düring mußte sich manches von ihrer Tochter sagen lassen und auch Vorwürfe ihrer im Ort lebenden Schwester einstecken. „Du wirst noch deine paar Spargroschen mitsamt dem Haus verprozessieren", unkte die Schwester. „Schließe einen Vergleich, ehe es zu spät ist!"

Da verkündete im kritischen Moment der Rechtsanwalt seiner Mandantin triumphierend, das Urteil sei in erster Instanz zu ihren Gunsten gesprochen worden. Major von Pfeilstück müsse die Tanne schlagen lassen.

Der Anwalt des Gegners legte aber sofort Berufung ein, und so kam der Prozeß in die zweite Instanz. Jetzt nahm auch der Forstmeister des Bezirks, der vor langen Jahren einmal in irgendeiner Angelegenheit Zwistigkeiten mit dem Major gehabt hatte, für Frau Düring Partei. Das Forstamt befand sich gegenüber von Frau Dürings Haus, also an der anderen Flanke des Torhäuschens. „Die Tanne hat ein ganz flaches Erdreich", erklärte der Forstmeister, „bei einem Sturm kann sie leicht umgeworfen werden und unter Umständen sogar mit dem Wipfel aufs Forsthaus fallen und Schaden anrichten."

Das Sachverständigengutachten des Forstmeisters tat vor Gericht seine Schuldigkeit; die Lage des Torhäuschenbesitzers verschlechterte sich, so daß auch in zweiter Instanz keine Aussicht für ihn bestand, den Prozeß zu gewinnen. Als sich dergestalt die Waage der Gerechtigkeit offensichtlich zugunsten der Klägerin geneigt hatte, spielte die Beklagte unerwartet noch zwei starke Trümpfe aus, wodurch der Endsieg der Düringpartei in letzter Minute sehr in Frage gestellt wurde. Der Anwalt des Majors hatte sich an den behördlichen Heimatschutz gewandt mit dem Erfolg, daß dieses Amt die Fällung des Baumes, der zu einem Heimatschutzdenkmal gehöre, untersagte.

Gegen den Beschluß erhob nun wieder der Forstmeister Einspruch, und er drang nach langwierigen Verhandlungen mit seiner Ansicht bei Gericht durch.

Da erschien an einem Vormittag ein Abgesandter des Herrn Majors in der Wohnung der Witwe. „Ich soll Ihnen mitteilen", erklärte er förmlich, „daß Herr Major die Grundstückgrenze jetzt freigemacht haben will, wenn Sie in der Tannenfrage nicht nachgeben."

Das bedeutete für die Witwe einen schweren Schlag. Ihr Gartenhäuschen war seiner Zeit genau an die Markung der angrenzenden Grundstücke gebaut worden. Um die Forderung des Majors zu erfüllen, mußte sie die Laube einreißen lassen, deren Rückwand wenige Zentimeter des fremden Bodens bedeckte.

In diesen Tagen wurde im Berufungsverfahren der Klägerin abermals das Recht auf die Tanne zugesprochen. Frohlocken und Genugtuung erfüllten sie. Sie nahm die Urteilskarte offen in die Hand, so wie das Gesangbuch beim sonntäglichen Kirchgang, und ging damit zum Bruder, der draußen vor dem